

(Nachdruck verboten.)

82]

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

(Schluß.)

Nechljudow übersehte.

„Das mag er selbst versuchen,“ sagte irgend eine Stimme.

„Wenn man ihm aber auch auf die andre Warte eins drauf giebt, welche will er dann darbieten?“ sagte einer von den daliegenden Kranken.

„Auf die Weise wird man ja ganz und gar zu Schanden gehauen.“

„Nun, versuche es doch,“ sagte jemand hinten und lachte fröhlich. Allgemeines, unaufhaltbares Gelächter erfüllte die ganze Zelle; sogar der Zer Schlagene lachte. Auch die Kranken lachten.

Der Engländer geriet nicht in Verwirrung und bat, ihnen mitzuteilen, daß das, was unmöglich schien, für Gläubige möglich und leicht würde.

„Fragen Sie sie doch, ob sie trinken.“

„Gewiß,“ ertönte eine Stimme und gleichzeitig wieder Schnauben und Gelächter.

In dieser Zelle waren vier Kranke. Auf die Frage des Engländers, warum die Kranken nicht in einer Zelle vereinigt würden, erwiderte der Inspektor, daß sie selbst das nicht wünschten. Diese Kranken litten an keiner ansteckenden Krankheit, und der Feldscher beobachtete sie und erwies ihnen Hilfe.

„Hat sich zwei Wochen lang nicht bliden lassen,“ sagte eine Stimme.

Der Inspektor antwortete nicht und führte sie in die folgende Zelle. Wieder wurde die Thür geöffnet, wieder standen alle auf und verstummten, und wieder verteilte der Engländer Evangelien; dasselbe fand auch in der fünften und sechsten Zelle, rechts und links, und auf beiden Seiten statt.

### Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Von den Zwangsarbeitern gingen sie zu den Verschickten, zu den Gemeindeverbannten und den freiwillig Folgenden. Überall ein und dasselbe: überall dieselben kalten, hungrigen, mühsigen, von Krankheiten angegriffenen, geschändeten, eingesperreten Menschen, die wie wilde Tiere erschienen.

Nachdem der Engländer seine bestimmte Anzahl Evangelien verteilt hatte, verteilte er keine mehr und hielt sogar keine Reden mehr. Die niederdrückenden Szenen und namentlich die erstickende Lust hatten augenscheinlich auch seine Energie besiegt, und er ging durch die Zellen, indem er auf den Bericht des Inspektors, wie viel Sträflinge in der Zelle wären, nur sagte: „All right!“ Nur in einer Verbanntenzelle blieben sie einige Zeit. In dieser Zelle lenkte ein Sträfling die allgemeine Aufmerksamkeit dadurch auf sich, daß er nicht aufstand, als alle, wie überall, hochsprangen und sich beim Eintritt des Vorgesetzten aufstellten. Dieser Sträfling war ein rauhaariger, ganz runzeliger, hagerer Greis, derselbe, den Nechljudow morgens auf der Fähr gesehen. Der Greis saß jetzt im bloßen Hemde, das aschgrau und auf der Schulter zerrissen war, auf dem Fußboden neben den Britischen und blickte streng fragend auf die Eintretenden. Sein entkräfteter Körper, der durch die Löcher des schmutzigen Hemdes sichtbar war, war jämmerlich und schwach, aber sein Gesicht war noch gespannter als früher, ernst und lebhaft. Er hatte augenscheinlich soeben mit den Gefährten gesprochen und war unzufrieden darüber, daß man ihn störte. Seine Augen glänzten, und seine Brauen waren zornig gerunzelt.

„Steh auf!“ schrie ihn der Inspektor an.

Der Alte rührte sich nicht.

„Warum aufstehen? Setz' Du Dich lieber hierher, dann will ich Dir was sagen,“ meinte der Alte, dem Inspektor die Britische weisend.

„Was-a-s?“ sagte der Inspektor drohend und bewegte sich auf ihn zu.

„Ich kenne diesen Mann“, beeilte sich Nechljudow dem Inspektor mitzuteilen. „Weshwegen ist er festgenommen?“

„Die Polizei hat ihn geschickt, weil er keinen Paß hatte. Wir bitten, uns die Leute nicht zu schicken, aber sie schicken

sie uns doch fortwährend,“ sagte der Inspektor mit einem bösen Seitenblick auf den Alten.

„Scher' Dich fort, scher' Dich fort,“ sagte der, böse die Stirn runzelnd und mit den Augen nach Nechljudow hüblend, der noch in der Zelle stand. „Guckst zu und hast Dein Vergnügen dran, wie die Leute als Lausfutter dienen. Scher' Dich fort, fort!“

Nechljudow ging in den Korridor und trat zu dem Engländer, der mit dem Inspektor an einer offenen Thür stehen geblieben war. Der Engländer fragte nach der Bedeutung dieser Zelle. Es war die Totenkammer.

„O!“ sagte der Engländer und wünschte einzutreten.

Es war eine gewöhnliche, nicht große Zelle. An der Wand brannte eine kleine Lampe und beleuchtete vier auf Britischen liegende Leichen, die mit dem Kopf nach der Wand lagen und mit den Fußsohlen nach oben gegen die Thür wiesen. Der erste Leichnam in haufkleinem Hemd und Unterhosen war ein Mann von großem Wuchs, mit kleinem Spitzbärtchen und rasierter Kopfhälfte. Der Körper war schon erstarrt; die graublauen Hände waren augenscheinlich auf der Brust zusammenggelegt worden. Die bloßen Füße standen auseinander und ragten mit den Sohlen einzeln geradeaus. Neben ihm lag in weißem Rod und Leibchen ein barsüßiges und barhäuptiges altes Weib mit spärlichem, kurzem Pops und runzeligem, safrangelbem Gesicht. Neben der Alten lag noch ein männlicher Leichnam in einer Art lila Kleidung. Die Farbe rief Nechljudow etwas ins Gedächtnis zurück.

„Wer ist das, der dritte?“ fragte er, seinen Augen nicht trauend.

„Das ist einer von den Herren, die um Mittag aus dem Krankenhause gebracht sind,“ sagte der Inspektor als Antwort auf Nechljudows Frage.

Barfuß, mit ausgereckten, ausgedörrten Händen, auf den Britischenbrettern, zwischen zwei Leichen lag Krylow in seinem lilafarbenen, barzentnen Hemde. Das gestern noch so gerötete, unglückliche, böse Gesicht war jetzt blaßgelb, totentstarr und schrecklich-schön. Nechljudow trat zu dem Leichnam und berührte mit der warmen Hand seine eiskalten, bloßen Füße. Nein, es war kein Traum. Was im Hause des Generals gewesen, war ein Traum gewesen, aber alles, was er jetzt sah, und diese ganze Thätigkeit, die es hervorrief, und durch die von ihm alles das gefordert wurde, was er sah, war wirkliches Leben, wirkliche Wirklichkeit. Nachdem Nechljudow sich von dem Engländer und dem Inspektor verabschiedet hatte, bat er einen Aufseher, ihn auf den Hof zu führen, und fuhr in sein Gasthaus.

### Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nechljudow legte sich nicht schlafen, sondern ging lange im Zimmer des Gasthauses hin und her. Seine Sache mit Katjuscha war beendet. Und zwar nicht gut beendet. Es blieb etwas Beschämendes in seiner Erinnerung daran zurück. Aber das machte ihm jetzt keine Qual. Seine andre Angelegenheit war nicht nur nicht beendet, sondern quälte ihn stärker als je und verlangte Thätigkeit von ihm.

Vor seinem Gedächtnis standen wieder diese Hunderte und Tausende von Menschen, die in verpesteter Luft eingesperrt waren, und er dachte an das Gelächter der ganzen Zelle über die Worte des Evangeliums, an den Greis, der für verrückt erklärt worden war, und zwischen den Leichen das schöne, tote, wächserne Gesicht des im Jörn gestorbenen Krylow. Und die frühere Frage: ob er selbst verrückt sei oder die Menschen, die sich für vernünftig hielten und alles das thaten — trat von neuem vor ihn, und er fand keine Antwort darauf. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, wie man auf die gewöhnliche Entgegnung antworten solle: was mit den vertierten Menschen anzufangen sei? Man konnte sie doch nicht in Freiheit setzen und dadurch die ganze Gesellschaft einer Gefahr aussetzen.

Als er es müde geworden war zu gehen, setzte er sich auf das Sofa vor die Lampe und schlug mechanisch das ihm von dem Engländer gegebene Neue Testament auf, das er beim Ausleeren seiner Taschen auf den Tisch geworfen hatte. „Es heißt, dort sei die Lösung für alles“, dachte er und begann, nachdem er das Evangelium aufgeschlagen hatte, dort zu lesen, wo er es aufgeschlagen, Matth. Kap. XX.

Hierauf trat er in das Licht der brennenden Lampe und wurde starr. Ein lange nicht mehr empfundenes Entzücken ergriff seine Seele, gerade als wenn er nach langen Qualen und Leiden plötzlich Ruhe und Frieden gefunden.

Er schlief die ganze Nacht nicht, und wie es mit vielen und abervielen geht, die das Neue Testament lesen, verstand er zum erstenmal beim Lesen die ganze Bedeutung der Worte, die er schon oft gelesen und nicht erfasst hatte. Wie die Lippe das Wasser, sog er das Nötige, Wichtige und Freudige in sich auf, was sich ihm in dem Buch offenbarte. Und alles, was er las, schien ihm bekannt, schien ihm zu bestätigen und zum Bewußtsein zu bringen, was er schon lange vordem gewußt, sich aber nicht eingestanden, nicht geglaubt hatte. Jetzt aber gestand er es sich ein und glaubte es. Er glaubte hauptsächlich an das, was aus der ganzen Lehre hervorging und was in besonderer Klarheit und Kraft in dem Gleichnis von den Arbeitern des Weinbergs ausgedrückt war. Die Arbeiter bildeten sich ein, daß der Weinberg, in den sie zur Arbeit für ihren Herrn gesandt waren, ihr Eigentum wäre; daß alles, was in dem Weinberg hergerichtet war, für sie hergerichtet wäre, und daß ihre Aufgabe nur darin bestände, in diesem Weinberg ihr Leben zu genießen, wobei sie den Herrn vergaßen und die töteten, die sie an den Herrn und ihre Pflichten gegen ihn erinnerten.

„Darin beruht alles,“ dachte Rechljudow. — „Ich habe gelebt und wir alle leben in der thörichten Züversicht, daß wir selbst Herren unsres Lebens sind, daß es uns zu unfrem Genuß gegeben ist. Und das ist doch offenbar thöricht. Denn wenn wir hierher gesandt sind, so sind wir es durch jemand's Willen und für irgend einen Zweck. Wir aber haben entschieden, daß wir wie Pilze sind: entstanden sind und nur zu unsrer Freude leben; und es ist klar, daß es uns übel ergehen wird, wie es dem Arbeiter übel ergeht, der den Willen des Herrn nicht erfüllt. Der Wille des Herrn ist aber in der Lehre Christi ausgedrückt. Nur wenn die Menschen diese Lehre erfüllen, wird auch auf Erden Gottes Reich kommen und die Menschen das größte Heil empfangen, das ihnen zugänglich ist.“

Trachtet nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch das übrige von selbst zufallen.

Wir aber trachten nach dem übrigen und finden es nicht und errichten nicht nur nicht Gottes Reich, sondern zerstören es.

„Also das ist es, das Werk meines Lebens. Sobald das eine geendet, hat schon ein andres begonnen; und ich glaubte, daß ich allein sei und nichts zu thun hätte.“

Von dieser Zeit begann für Rechljudow ein ganz neues Leben, nicht nur deshalb, weil er in neue Lebensbedingungen eintrat, sondern deshalb, weil alles, was mit ihm von der Zeit an geschah, für ihn eine ganz andre Bedeutung erhielt wie früher. —

(Nachdruck verboten.)

## Ein Rundgang durch den Schlacht- und Viehhof Berlins.

Von Emil Rosenow.

Am Mittwoch oder Sonnabend der Woche kann man, selbst wenn man mit der Ringbahn schon zu sehr früher Tagesstunde auf der Station Central-Viehhof anlangt, an jener Centralstelle der Fleischversorgung Berlins bereits reges Leben finden. Mittwoch und Sonnabend sind die Markttage, die bereits früh 7 Uhr beginnen, um bis 2 Uhr nachmittags zu dauern. Eine Menge Personen, unter denen die Händler und Schlächter überwiegen, entsteigen dem Zuge. Indem wir ihnen folgen, gelangen wir auf die mächtige, langgestreckte Holzbrücke, die den Uebergang vom Personenbahnhof des Nordrings auf den städtischen Vieh- und Schlachthof Berlins ermöglicht. Von hier oben überfieht man im Panorama den ganzen riesigen Betrieb, der mit seinen langgestreckten Steinbauten, seinen sauberen Straßen und freien Plätzen, seinen eignen beiden Bahnhöfen, rauchenden Schloten, geschäftlichem Leben, Menschengewirr und Wagenverkehr fast eine Stadt für sich zu sein scheint. Nach Süden hin läuft die Eldenaerstraße und in ihrer Verlängerung der Weidenweg, im Osten begrenzt Lichtenberg das weite Gebiet, im Norden schneidet die Ringbahn es ab und im Westen oder richtiger Nordwesten grenzt es an die Landsberger Allee. So füllt die Centralstelle, die Berlin mit Fleisch versorgt, einen Komplex von 182 Morgen aus, wovon 118 Morgen auf den Viehhof mit Bahnhof und Seuchenhof entfallen und ca. 69 Morgen auf den eigentlichen Schlachthof.

Unter uns grunzt und quielt, brüllt und blökt es und die vielstimmigen Rufe der Viehreiber, die dort unten eine schmutzige und ermüdende Arbeit zu besorgen haben, dringen zu uns heraus. Rechts und links, so weit wir sehen können, strecken sich die Rampen des Viehbahnhofs. In endloser Reihe stehen vor ihnen die Waggons der Bahn, die das Vieh, Schweine, Hammel, Rinder, Kälber, aus-

lassen möglichen fernem und nahen Gegenden herbeigeschafft haben. Jetzt ist es in die unzähligen großen Viehbuchten hinter den Rampen getrieben worden und auch diese hat es grotzenteils schon wieder verlassen und befindet sich in den Hallen, wo es zum Verlaufe gelangt. Vorher sind schon die Beamten der Veterinärpolizei rundgegangen und haben alles kranke oder krank erscheinende Vieh sofort absondern lassen und nach dem Polizei-Schlachthaus, dicht an der Eldenaerstraße geschickt, wo selbst es vom Polizeischlächter unter Aufsicht geschlachtet wird. Ist ein Tier seuchenverdächtig, so geht der ganze Wagon auf einem besonderen Geleise nach dem Seuchenhof, kurz vor dem Lichtenberger Bahnübergang und wird dort beobachtet oder unter Aufsicht geschlachtet. Auch die Beobachtung des zum Export nach den Orten der Provinz gelangenden Viehs ist eine ebenso peinlich genaue. Vor und nach der Schlachtung unterliegt dann noch das vom Viehhof auf den Schlachthof gelangende Schlachtvieh der Fleischschau, die uns zunächst nicht interessiert.

Das ist ein Leben unter uns! Hier und da ist den Treibern ein Stück entwichen, als sie es in die Hallen treiben wollten und durch Hinz- und Herrennen, durch Rufen, Schreien, Schlagen mit den Stöcken ist es endlich wieder herbeigetrieben. Trotzdem widelt sich das Abtreiben mit großer Schnelligkeit ab, denn es sind wohl an die 600 durch ihre Metallschleifen und Schilder erkenntliche Oberstreiber und Treiber auf dem Viehhof thätig. Ueberhaupt ist alles auf schnelle Abwicklung eingerichtet. Die 15 1/2 Kilometer Geleise, welche den weiten Viehhof bedecken, ermöglichen die gleichzeitige Ausladung von 4 je 400 Meter langen Zügen von je 100 Wägen und die Viehbuchten haben die doppelte Flächengröße eines Bahnvaggon's. Was wir jetzt sehen, ist nur noch der Nachtrag; der Hauptantrieb erfolgt während der Nachtstunden und wir hören erstamt, daß wöchentl. auf diesem Bahnhof durchschnittlich 25 Gtزازüge — meist aus dem Osten Preußens — einlaufen, die in durchschnittlich über 800—900 Waggons das Vieh heranbringen.

Schon auf dem Viehhof beobachten wir die peinliche Sauberkeit. Die Bahnsteige und Buchten sind mit wasserdichtem Pflaster versehen und kanalisiert. Kein Wagon verläßt den Hof ohne vom Unrat entleert und von außen und innen gewaschen, gespült und mit heißer Sodalauge ausgepinselt zu sein. Gummischläuche führen das Wasser aus der 56 Standrohren in die Waggons, wo eine wohl 50 köpfige Arbeiterkolonne die Reinigung bewirkt. Wie glauben es gern, wenn man uns sagt, daß allein die Anlage dieses Viehbahnhofs der Stadt Berlin 2 Millionen Mark gekostet hat.

Wir sind die hölzerne Brückentreppe hinabgegangen und befinden uns nun, nachdem wir eine kleine Anlage passiert haben, gegenüber dem Börsegebäude mit der Hauptrestauration, welches auf beiden Seiten von den riesigen Hammel- und Rinderhallen eingeschlossen wird.

Hier in dieser Börse, einem weitläufigen Gebäude mit prächtigem Säulenportal und Vestibul, welches eine Fläche von 4871 Quadratmeter bedeckt, konzentriert sich das geschäftliche Leben des Vieh- und Schlachthofs. Wir treten in einen Saal, groß genug, um vorne einer stark frequentierten Restauration Platz zu geben, während in der Mitte und im hinteren Teile das eigentliche Börseleben zu beobachten ist. Vorbei an den Tischen der Hausierer, die Portemonnaies und Schlächter-Bedarfsartikel aller Art feilbieten, kommen wir zwischen die Gruppen der Käufer und Verkäufer. Es ist interessant, dieses Händlergebrähe zu beobachten, durch welches hier beträchtliche Werte umgesetzt werden: ca. 8 Millionen Mark beträgt der allwöchentliche Geldverkehr. Etwa 700 Berliner Viehhändler verkehren am Berliner Markt und verkaufen hier das aufgetriebene Vieh an die Berliner Schlächter, deren etwa 900 wöchentl. den Markt besuchen oder an die Schlächter der Nachbarorte, die zu etwa 200 kommen; außerdem aber wird auch viel aufgetriebenes Vieh in die Provinz weiter verhandelt durch die Vermittlung von Exporteuren, die auch noch zu etwa 150 wöchentl. an der Börse verkehren. Danach kann man sich ein Bild von dem Lärm dieses Feilschens und Handelns machen. Ist ein Geschäft abgeschlossen, so treten die Händler wohl in einen der vielen kleinen Räume, deren geöffnete Thüren in den Börsensaal führen. Es sind kleine Comptoirs und an den Firmenschildern sehen wir, daß es Viehkommissions-Handlungen und einige Bankcomptoirs sind. Neben den mächtigen Geldschranken hantieren die Kassierer, hier werden die Gelder ausbezahlt, die Käufe vermittelt.

Zwischen der Börse, der Restauration und den Hallen, in denen das Vieh zum Verkauf steht, findet ein ununterbrochener Verkehr statt. Fortwährend wird auch verlaufenes Vieh in kleineren Trupps von den Treibern durch die Straßen des Viehhofs nach dem Schlachthof hinübergetrieben oder auf den Wagen der Berliner Exporteure und Händler weggebracht. Wie wir die Börse verlassen haben, sind wir in die Rinderverkaufshalle getreten. Diese Riesenhalle, aus deren Innern uns das Brüllen der Rinder, das Stimmengewirr der Händler entgegen bringt, dürfte so leicht nicht ihresgleichen haben. Ihre Bodenfläche umfaßt 6 1/4 Morgen und wenn man an einer der Seiten stehend, den Blick zum Dach emporheben läßt, durch dessen Oberlicht die Sonnenstrahlen hereinfallen auf die eisernen Säulen und Träger, die das Dach halten, auf den sauber mit Cementklinkern ausgelegten Boden, auf die Lummene der abgetheilten Stände der Handlungen, in denen das Vieh auf Verkauf wartet, wenn man dann die ganze Halle hinabwandelt, die 217 Meter lang ist, so bekommt man einen Begriff von der Bedeutung dieses Viehhofs. Man muß sich fortwährend durch die Gruppen vor den Ständen durchdrängen, die das einzelne Stück betasten, betrachten, abschätzen

## Kleines Feuilleton.

und wohl auch in heftige Auseinandersetzungen über den Wert geraten. Währendem wird bald aus diesem, bald aus jenem Stand Vieh fortgeschafft; ein fortwährendes Kommen und Gehen, ein ununterbrochenes Handeln widelt sich vor uns ab.

Hinter der Halle liegen nicht weniger als 16 Rinderställe. Sie sind gegenwärtig ziemlich leer, während wir jedoch an den überwölbten Abteilungen, deren jede 30 Rindern Raum bietet und von denen die Stallungen 164 umfassen, vorbeigehen, erfahren wir, daß diese Stallungen etwa 5000 Rinder aufnehmen im Stande sind. Auch hier wie überall dieselbe Sauberkeit; Wasserhähne und Entwässerungsgullies besorgen die Spülung der Ställe.

In einiger Entfernung hinter den Ställen sehen wir die Düngertadestätte, von wo die 350 000 Centner Dünger, die der Schlacht- und Viehhof liefert, meist mit der Eisenbahn versandt werden. Daneben liegt die Desinfektionsanstalt, die Häufsalzerei, der Seuchenhof. Wir gehen um die Rinderställe herum und betreten die am Bahnperron sich ausstreckende Kälberhalle. Sie ist zugleich Stallung und Verkaufshalle und hat im Souterrain einen Reserverraum für 3000 Hammel und 1000 Kälber. In zwei Rängen wird für die Tiere warmer Kleietraut hergerichtet, der den Kälbern entweder in Krippen, oder den ganz kleinen mit der Flasche verabreicht wird. Zahlreiche Angestellte hantieren zwischen den Käufern und Verkäufern in dem großen Raum.

Wir sind wieder um das Vörsengebäude herumgegangen und gelangen nun zurück in die Hammelhalle, neben der eine gleich große und hinter der noch eine kleinere Schweinehalle liegt. Vor diesen Hallen, nach der Eldenaerstraße zu, befinden sich noch vier Hammelställe, Verkaufsläden für Tabak und Cigarren, Arbeiteranzüge, Schlächtergeräte, Peitschen und dergl. mehr, das Direktionsgebäude des Viehhofs und ein eignes, wie wir sehen, stark in Anspruch genommenes Post- und Telegraphenamt.

Die Hammelhalle ist ebenso groß wie die Rinder-Verkaufshalle, 217 Meter lang, 72 Meter breit. Heute ist sie nicht ganz gefüllt, doch wenn dies der Fall ist, befinden sich in den 307 Buchten circa 30 000 Schafe. Ueberall hängen an den Säulen die Firmenschilder der Viehhandlungen, und vor den Buchten stehen die Gruppen der Kauflustigen und prüfen und handeln. Bald hier, bald da wird eine Buche geöffnet und von den Treibern eine Anzahl Hammel abgetrieben, und das Geschrei dieser Treiber verbindet sich zu einem ohrenbetäubenden Lärm, der die ganze Halle erfüllt.

Der Handel endet regelmäßig vor einer inmitten der Halle neben einem kleinen Häuschen gelegenen Buche, in die man die Tiere hineintreibt und deren Boden eine Centesimalwaage ist. Hier wird das Gewicht der Schlachttiere festgestellt und dann geht's hinüber zum Schlachthof. Das größte Leben herrscht aber doch in der Schweineverkaufshalle. Ihre 600 Buchten gewähren 10 000 Schweinen Unterkunft, während eine kleinere Halle, die als Reserve dient, noch 2000 Schweine aufnehmen kann. In dieser Halle sind allein elf große Wagen vorhanden und fortgesetzt wird durch die Triftstraßen die quiekende und grunzende Gesellschaft zu ihnen hingetrieben, um dann in den Schlachthof zu gelangen. Jetzt ist ein großer Teil der Buchten bereits leer; in einzelnen nur liegt ein halbes Dutzend der fettglänzenden Schlachttiere auf dem Strohh, alle Viere von sich gestreckt und die Vorübergehenden aus halbgeschlossenen Augen träge anblinzeln... sie wissen noch nicht, was ihnen droht.

Das erfahren sie erst, wenn sie herübergeführt sind auf den Schlachthof, der sich nordwestlich, weit über die Haerstraße hinaus, bis zur Landberger Allee erstreckt. Für die Schweine ist ein besonderer Schlachthof mit getrenntem Uebergang oben an den Bahngleisen vorhanden, während die Rinder, Kälber und Hammel durch das große südliche Thor eingetrieben werden. Man muß sich vorsetzen, nicht plötzlich von einem Treiberzug überrannt zu werden, denn ununterbrochen werden die Herden der verkauften Schlachttiere durch das Thor gejagt. Hier ist für jedes überführte Tier eine Quittung über die bereits gezahlte Schlacht- und Fleischhändlergebühr abzugeben, zugleich eine Kontrolle über die Beschaffenheit des Viehes selbst, und dann werden die Tiere nach den Ställen der Großschlächter herübergetrieben.

Die Einrichtung ist so praktisch wie nur möglich, und in ihren einzelnen Teilen auf die rasche und saubere Erledigung der blutigen Schlachtarbeit zugeschnitten. In Berlin hat die kapitalistische Entwicklung auch in Schlächtergewerbe große Wandlungen hervorgerufen. Die Schlächter, in deren Läden wir unser Fleisch kaufen, sind zumeist Schlächter nur dem Namen nach. Sie sind richtiger: Fleischhändler — „Ladenschlächter“ heißt die nicht ganz zutreffende Fachbezeichnung — und schlachten längst nicht mehr selbst. Dies ist das Gewerbe des Großschlächters, der die Schlachttiere auf dem Viehhof vom Viehhändler gekauft hat, sie in seiner Schlachtkammer auf dem Schlachthof schlachtet, worauf von ihm der „Ladenschlächter“ genannte Fleischhändler die einzelnen ganzen, halben oder viertel Tiere im Schlachthof oder am Alexanderplatz kauft, sie sich in den Läden liefern läßt und dort an die Masse der Konsumenten verpfundet. Dieselbe Entwicklung hat ja auch das Fleischergewerbe in andern Städten durchgemacht, wenn auch nicht so allgemein und so ausgeprägt wie in Berlin. Wie mancher dieser Ladenschlächter, der stolz sich zum „Mittelstand“ rechnet, ist i. Wirklichkeit nichts als ein Höriger des Großschlächters und wie mancher dieser Großschlächter ist wieder völlig abhängig von den Geldleuten, den Viehkommisionären, deren Kredit er in Anspruch nehmen muß. Die Kleinproduktion in ihrer alten Form ist vollständig zerrieben worden. (Schluß folgt.)

r. Der schwarze Tag an der Berliner Börse. O dieser Tag! Dieser grauenvolle Tag! Sie werden noch alle an ihn denken, die ihre kühnsten Hoffnungen zertrümmert sahen. Entsetzlich war es! Schon als sich um 3/412 die Riesenhallen füllten, legte sich ein schwüles Schweigen über den ganzen Raum. Hier und da tauchte ein Geräusch von einer neuen Kriss auf, aber nur in Andeutungen. Aber diese Stimmung füllte die drei Säle mit ihrem schweren, dumpfen Dunste, jedem fühlbar. Es wurde nicht gebrüllt und geschrien, wie sonst; es lief nur wie ein Summen, von einer Ecke zur andern. Aber die Ecken warfen den Schall nicht verstärkt zurück wie sonst; die tausend Stimmen schienen sich verkrüppelt zu wollen — in alle Winkelchen, zu den Hören hinaus, irgend wohin! Nur nicht hier bleiben! Draußen im Garten zwischen den Linden rieselte ein gleichförmiger, warmer Regen. Das bleiche Licht, das aus den mächtigen Fenstern herunterquoll, glänzte auf den weißen, schweißigen Stirnen der entsetzten Spekulanten. Es war heiß und feucht; eine drückende Luft, wie in einer Wadestube. Alle fühlten sie das; aber davon sprachen sie nicht, auch nicht von den fürchterlichen Kursstürzen. Nein, die eine Hälfte riß fürchterliche Wiße über die allgemeine „Pleite“, die andere stögte in ruhelosen Hin- und Herlaufen: „Das Unglück kann doch nicht ewig dauern! Das muß doch bald ein Ende nehmen!“ Und als endlich allen die fürchterliche Gewißheit kam, als sie hörten, daß ihre mit angstvoller Liebe geschützten Papiere um 10, um 20, um 30 Prozent geworfen würden, da wurde nur noch das Allernötigste gesprochen; gute Freunde sahen sich hilflos an und fragten einander mit stummen Blicken: „Was nun?“ Und dann kam eine fürchterliche Angst über alle —: Rette sich, wer kann! — Aber trotz alledem waren sie alle fest überzeugt, daß Deutschland ruhmreich aus dem chinesischen Krieg hervorgehen müßte und daß dann die richtige gute Konjunktur erst losgehen würde; wenigstens logen sie sich's vor. Sie glauben ja alle an eine bessere Zeit, diese Börsenjunker und Börsenschnorrer, sie hoffen alle, daß einst — in nicht ferner Zeit — das Schlaraffenland der Börse entstehen werde, zu dem jeder noch so bankrotte Jobber sich durch eine Riesenmauer von leichten aber großen Gewinnsten hindurchfressen kann. Das glückliche Land, in dem niemand seine Differenzen zu zahlen braucht, in dem jedem ein Abonnement auf ein Dutzend Tänzerinnen am Anfang jeden Monats eingehändigt wird, wo jeder Börsenmann seine Equipagen in der Remise, seine zehn Kneppferde im Stall, seine Segel-Yacht auf dem Wamssee besitzt und fünf Offiziere seine Schwiegeröhne nennt. Alle träumen sie von dieser neuen Aera; auch jene, die immerfort davon zu reden wissen, daß die glänstige Konjunktur einmal ein Ende nehmen müsse. Und darum haben sie jetzt alle, oder fast alle ihr, ach wie mühsam! — erjohbertes Geld verloren oder sind auf dem geraden Weg dazu. Sie haben alle im tiefsten Grund des Herzens eine Stimme, die ihnen leise zuruft: Die Karre rennt den Berg hinunter und muß in den Sumpf stürzen; aber sie preisen die offizielle Vorsehung und zahlen — wenn auch unter Wehklagen — die erhöhten Steuern und treten dem Klottenverein bei.

### Litterarisches.

Schleswig-Holsteiner Landleute von Helene Voigt. Leipzig bei G. H. Meyer.

Schleswig-Holstein ist meine Heimat. Seiner Heimat steht man nicht objektiv gegenüber und also auch keinem Buch, in dem die Heimat lebt. Der fremdliche Osten Schleswig-Holsteins, wo die Buchenwälder auf die blaue Ostsee hinausblühen; der magere träumende Mittelrücken; die Mariischreden des Westens — das alles wirkt auf mich stärker als etwa auf einen Berliner. Man braucht die Bilder nicht einmal zu bringen, man braucht mich nur an sie zu erinnern, um sofort mein Gefühl zu erregen. Auf diese Weise also hat ein schleswig-holsteinischer Dichter leichtes Spiel bei mir. Aber auch nur auf diese Weise. Eben weil ich die Heimat und die Natur meiner Heimat keine und liebe, bin ich ein strenger Kritiker. Ich kenne sie genug, um jeden falschen Ton im Wilde zu bemerken und liebe sie genug, um an die Wiedergabe ihrer Schönheit große Ansprüche zu stellen. Helene Voigt hat diese Schönheit nicht sehr lebendig dargestellt. Es fehlen die kalten Farben und die eigenartige Betrachtung. Wenn man an Storm oder Villenron denkt, empfindet man einen weiten Abstand. Besser scheint mir die Dichterin den Menschenenschlag Schleswig-Holsteins zu kennen. Trotz ihrer Jugend hat sie manchem wortkargen Bauer tief ins Herz geschaut. Sie hat Verständnis für die herbe schleswig-holsteinische Art, die sich jeder weichen Regung schämt und sich lieber die Zunge abbeißt, als das Wort zu sprechen, das jahrelangen Groll und jahrelanges Leid beseitigen könnte. Gleich die erste Novelle zeigt die Dichterin von ihrer besten Seite. Die Art, wie hier resigniert wird, ist echt schleswig-holsteinisch und ist darüber hinaus auch rein menschlich tief und stark. Am höchsten stelle ich die Arbeit, die den Titel „Vater“ trägt. Hier ist das Können der jungen Dichterin am reifsten und ihr Blick ins Menschenherz am tiefsten. Vor einem Experiment wie „Mittagsstunde“ sollte sie sich hüten. Sie verfügt nicht über die breite Kraft der Schilderung, die man haben muß, wenn man nur eine farbenfette Stimmung und nichts weiter geben will. Und dann noch eins: In der Erzählung „Zwischen Lipp und Ketschbrand“ steckt ein theaterhafter Zug, den die Dichterin wie die Pest und Sandermann hassen muß, wenn sie ihrer Heimat

nicht untreu werden will. Romanhafte Ereignisse und romanhafte Spannung stimmen am allerwenigsten zu schleswig-holsteinischer Kunst. Das Buch als Ganzes betrachtet darf man freudig loben. Es ist das hoffnungsvolle Debüt eines wirklichen Talents. — E. S.

**Völkerkunde.**

— Anthropologisches aus dem malayischen Archipel. In der letzten Sitzung der „Anthropologischen Gesellschaft“ zu Berlin hielt Dr. Kohlbrugge-Urecht einen Vortrag über anthropologische Beobachtungen aus dem malayischen Archipel, dem die „Vossische Zeitung“ folgendes entnimmt: Im Innern Javas, Sumatras und Borneos überwiegen die Mittel- und Langschädel, an den Küsten die Kurzschädel. Die Religion betreffend, herrscht im Innern der Sinaismus mit Heidentum vermischt, in den Küstengebieten Mohammedanismus mit Heidentum. Der Mohammedanismus ist indes wenig mehr als Firnis und verdeckt nur notdürftig einen tiefen Aberglauben. Im Innern findet man außerdem einen verbreiteten Phallosdienst. Die Dajaks auf Borneo sind Heiden. Von Sumatra bis zu den Papuas hin ist die indonesische Rasse verbreitet; die Malaien, die vom Festlande als Händler kamen, sind allenthalben eingeschmuggelt. Alle Indonesier leben in Einerei; sie unterscheiden sich äußerlich nicht auffällig von den Malaien, haben aber gerade Augen, eine breitere Stirn und einen größeren Mund als diese. Die Malaien sind nicht klein, erreichen aber durchschnittlich nicht das Körpergewicht des Europäers. Die malayischen Frauen sind frühreif; sie heiraten im Alter von 14 bis 19 Jahren und haben durchschnittlich acht Kinder. Fruchtbarkeit ist sehr selten. Der hohen Fruchtbarkeit gegenüber steht aber eine sehr hohe Kindersterblichkeit. Diese beträgt 50 Proz. im ersten Lebensjahre, in Malariagegenden noch mehr. Miesen und Zwerge sind ebenso selten wie Zwilge. Die Kinder sind tiefer gefärbt als die Eltern, die Leute in der Ebene bleicher als die Bergbewohner. Bänder, Gewebe und Muskeln der Leute sind ungemein elastisch; ergreift man die Hand einer Frau, so ist's, als schoben sich sämtliche Knochen durcheinander. Diese Elastizität erklärt manche Eigentümlichkeit, so die Leichtgläubigkeit, mit der die Leute hoden, so auch die geringe Schwirigkeit der Blutstillung bei Verwundungen. In der Tierfrage der Indonesier sieht man stets den Schnellen und Schlauen den Starlen überwinden; in der nationalen Legende spielt die Aufopferung des Einzelnen für das ganze Volk eine große Rolle. Der Aufenthalt ist für den Europäer — abgesehen von der Malaria — nicht schädlich; Kinder gedeihen gut. Ob eine dauernde Anpassung der weißen Rasse möglich ist, läßt sich schon aus dem einen Grund noch nicht sagen, weil die seit mehreren Geschlechtern dort ansässigen Europäer meist mißglücklich sind. Die Mestizenfrauen sind übrigens körperlich wohlgebildet und auch in ihrem Wesen durchaus weiblich. Es kommen unter den Kindern aber nicht selten Mißschläge in den malayischen Typus vor. —

**Geographisches.**

ck. Die Auffindung der Quellen des Sambesi. In London sind die ersten Nachrichten von dem Erfolg der Expedition unter Major Colin Harding, die die oberen Stromstrecken des Sambesi und seiner Nebenflüsse erforschen sollte, eingetroffen. Die Expedition verließ im letzten November die Victoriafälle und gelangte in Booten der Eingeborenen nach den Marunda-a-ma-Resh-Wasserfällen, deren Lage sie in 11 Grad 23 Min. 55 Sek. südlicher Breite und 23 Grad 55 Min. östlicher Länge feststellten. Sie erreichten diesen Ort erst nach den äußersten Beschwerden. Zwei ihrer Boote kenterten, so daß die Gesellschaft ohne Fleisch und fast ohne Munition zurückblieb, und dies unter einer Bevölkerung, die sich nicht als sehr freundschaftlich erwies. Da sie kein Wild schießen konnten, waren sie gezwungen, sich von Mangofrüchten und Maniol zu ernähren. Die Marunda-Wasserfälle, die früher noch nicht in ihrer Lage bestimmt waren, werden zwar als klein, aber in der landschaftlichen Scenerie als einer der schönsten Punkte am Sambesi beschrieben. Die Gesellschaft ließ die Boote an diesem Punkt zurück und rückte zu Fuß am linken Ufer des Flusses vor, wobei ihr Vorrat durch heftige Regengüsse, gefährliche Moräste und die Schwierigkeit, von den Eingeborenen Nahrung zu erlangen, sehr erschwert wurde. Sie erreichten endlich ein Plateau in einer Höhe von 4950 Fuß. Hier entdeckten die Forscher zu ihrer freudigen Ueberraschung im Schatten gigantischer Laubbäume sieben sprudelnde Quellen, die sich vereinigend die Quelle des gewaltigen Sambesistromes, der 1200 englische Meilen durch Afrika fließt, bildeten. Nach einer sorgfältigen Berechnung wurde die Lage dieser Quelle in 11 Grad 38 Min. 45 Sek. südlicher Breite und 20 Grad 51 Min. östlicher Länge festgestellt. Die Messungen an der Quelle des Sambesi wurden zwar ohne einen Chronometer gemacht, man hält sie jedoch für völlig genau. —

**Geologisches.**

— Die Bewegung der Lawine: Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“ aus Bern: Ueber die Bewegung der Lawinen hat H. B. Sprecher im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs eine bemerkenswerte Arbeit veröffentlicht. Der Verfasser hatte in seiner Heimat, dem Taminathale, von Jugend auf unzählige Male Gelegen-

heit, die verschiedensten Arten der Lawinen in allen ihren Stadien aus nächster Nähe zu beobachten. Das Taminathal von Pfäfers bis zum Sardonagletscher, einschließlich der Thalstrecke von Bättis, bis zur Kantonsgrenze von Sursels, zählt im ganzen nicht weniger als 80 Lawinenzüge, durch welche beinahe alljährlich größere oder kleinere Lawinen einmal oder öfters bis zum Thalgrund niederfahren. Die Lawinen formten ihre Sturzbahn zunächst durch Ablagerung von eigenem Material. Die erste Ursache der Lawine ist immer die Schwerkraft des Schnees, die sekundären Ursachen sind zahllos. Die allgemeinen Bewegungsgeetze sind stets dieselben, werden aber bei verschiedenem Material, verschiedener Masse und verschiedener Bahn auch verschieden zur Wirkung gelangen. Je einheitlicher und zusammenhängender das Sammelgebiet ist, um so weniger, dafür aber um so größere Lawinen sehen wir in demselben Lawinenzuge entstehen. Je verzweigter das Lawinengebiet ist, um so größer ist die Zahl, um so geringer aber die durchschnittliche Masse der Lawinen. Jede Lawine präpariert sich durch Ausfüllung von Terrassen, Ausglättung des Bettes und Abschneidungen von Bindungen ihre durch Gefäll und Erosion vorgeschriebene Bahn, soweit es für sie möglich oder notwendig ist. Denn jede Lawine hat die Tendenz, ihre Fahrt möglichst kurz zu gestalten, um ihr Ziel, den Thalboden, auch möglichst rasch zu erreichen. Bei dieser Modellierung verbraucht die Lawine ihr Material und ihre Kraft. Sobald das eine oder andere aufgezehrt ist, ist auch die Fahrt zu Ende. Aber die Arbeit einer Lawine kommt in der Regel auch den folgenden zu gut. Je größer die Lawinemasse, um so weniger Material wird verhältnismäßig zur Umformung verwendet, weil ihre größere Stoßkraft sie über kleinere Hindernisse hinwegjagt und die Verpflasterung derselben dadurch auch unnötig wird. So arbeiten sich große Materialmassen und große Stoßkraft wie die menschlichen Kapitalien gegenseitig Hand in Hand, um die Chancen einer raschen und erfolgreichen Lawinenfahrt zu erhöhen. Und doch ist die Lawine bei alledem ein totes Ding, das willenlos nur den gewöhnlichen Bewegungsgeetzen der Materie folgt. Aber aus dieser notwendigen Befolgung der unveränderlichen Naturgesetze resultiert hier eine Anpassung der Lawine an die gegebenen Verhältnisse. Diese Anpassung ist um so bewundernswürdiger, weil kein Menschengeist in derselben Kraft so viele geniale Maßregeln erdenken könnte, wie sie eine stürzende Lawine auszuführen vermag. Die Lawinen sind unbestreitbar die gefährlichsten periodische Erscheinung der Alpenwelt, die oft einen unbeschreiblichen Eindrud auf den Beschauer macht. Eine Unmenge von Energie, die sich jährlich aus der Atmosphäre auf die Hüften und Schultern der Berge niederschlägt, stürzt damit zu Thal und geht für den Menschen verloren. —

**Humoristisches.**

— Unterschied. „Was ist denn eigentlich for 'n Unterschied zwischen die Demimong un die Gottwolck; wir angeln uns einen for 'n Tag un die angeln sich einen for 't ganze Leben.“

— Ein schwermütiger Wurstfabrikant, der außerdem Bankrott gemacht hatte, befaß sich seinem Leben ein Ende zu machen und stürzte sich zu diesem Behufe ins Wasser. Ein armer Teufel, der zufällig vorbeikam, sprang ihm nach und zog ihn mit eigener Lebensgefahr ans Land. Gerührt dankte ihm der Wurstfabrikant: „Ich habe alles im Leben verloren und bin außer Stande, Ihnen ein Geschenk zu machen; aber einen guten Rat sollen Sie von mir haben; es ist alles, was ich Ihnen geben kann: Essen Sie niemals Wurst.“ („Simpl.“)

**Notizen.**

— „Alein Gholz“ von Jbsen errang im Münchener Schauspielhaus bei seiner Erstaufführung durch das Berliner Ensemble einen Erfolg. —

— Schnitzlers Schauspiel „Das Vermächtnis“ erzielte bei seiner Erstaufführung durch das Meißnaler-Ensemble in Leipzig einen Erfolg. —

— Das Neue Volkstheater München-Ost ist unter der Direction des früheren Gärtnerplatztheater-Mitglieds Fränlein Meitinger dieser Tage eröffnet worden. —

— Beifällig aufgenommen wurde im Münchener Gärtnerplatz-Theater das Stück eines pseudonymen Autors, welches „Die Passionspieler“ betitelt ist. —

— Der Tenorist Silbert von der „Orientalischen Operetten-Gesellschaft“, die gegenwärtig in Berlin gastiert, ist für das Breslauer Stadt-Theater engagiert worden. —

— Bei dem Wettbewerb um Errichtung des Schiller-Museums in Marbach erhielten den ersten Preis die Architekten Eisenlohr und Weigl in Stuttgart, den zweiten Preis Verndt-Charlottenburg, den dritten Preis Ziegler-Breslau. —

— Ein Sohn Arnold Böcklins, der gleichfalls Maler ist, soll infolge übermäßigen Alkoholgenußes irrsinnig geworden sein. —